...rde, ganz besonders in Berlin, auf die Frage ge...kommen worden, wie dem theaterbesuchenden Publikum am besten mit Sicherheitsmaßnahmen gegen Feuer gedient ist. Wir haben gelesen, daß in allen größeren Städten Amerikas die strengsten Maßnahmen nach dieser Richtung getroffen worden seien, und es soll mich entschieden freuen, wenn ich hier etwas lernen und zu Hause verwerten kann. Das ist meine Mission". Herr von Possart sprach dann zu den Sicherheitsmaßnahmen in den Berliner Theatern: „Bei uns sind hinter der Bühne aller größeren Theater neun Feuerwehrleute postiert, die mit allem ausgerüstet sind, was in einer Feuerwehrkaserne anzutreffen ist. Von den Asbestvorhängen weiß man in Berlin nichts mehr; die sind in die Rumpelkammer geworfen worden. Man hat jetzt eiserne Vorhänge, die nach jedem Akte herabgelassen werden, da man dem Publikum die Ueberzeugung beibringen will, daß sie gehörig funktionieren. Einige dieser eisernen Vorhänge sind bemalt, andere nicht, jedenfalls haben sie keinen dekorativen Zweck und brauchen auch keinen. Sie belagern in ihrer Einfachheit dem Publikum, daß, solange sie funktionieren, keine Gefahr vorhanden ist, daß sich im Falle eines Brandes das Feuer von der Bühne aus nicht in den Theaterraum ausdehnen kann und umgekehrt. Die Theater in Berlin sind ganz anderer Bauart, als die in Amerika. Weit zweckmäßiger in ihrer Konstruktion in Bezug auf Schutz gegen Feuersgefahr. Mit Notausgängen allein ist es nicht getan. Bei uns ist es strenge Verordnung, daß allabendlich etwa anderthalb Stunden vor dem Beginn einer Vorstellung das ganze Theater von einem Polizeileutnant und einer Feuerwehrabteilung streng inspiziert wird. Diese Inspektion nimmt tatsächlich sehr viel Zeit weg. Ist alles gut befunden worden, dann wird gemeldet, daß alles in Ordnung sei, und das Theater kann dem Publikum seine Pforten öffnen. Ist etwas nicht in Ordnung, so muß mit der Vorstellung gewartet werden, bis etwaige Mängel repariert worden sind". Auf die Frage, wie lange er sich in Amerika aufzuhalten gedenke, antwortete Herr von Possart: „Ich will Mitte Januar wieder nach Berlin zurückreisen. Wenn ich mit Newyork fertig bin, werde ich Philadelphia und Chicago besuchen. Nach meiner Rückkehr aus dem Westen werde ich mich über das Resultat meiner Beobachtungen näher auslassen. Ich schätze mich glücklich, einmal wieder das Land besuchen zu können, von dem mir mein Vater so viel erzählt hat ...."

Daß Ratten,

wie so manche andere Tiere, auch gelegentlich eine Vorliebe für Silber haben, beweist eine Zuschrift, die soeben von einer Londoner Zeitung veröffentlicht wird. Eine Dame schreibt an diese Zeitschrift: Meine Schwester wohnte während des letzten Herbstes in einem einsamen Hause an der Westküste von Irland. An einem Abend setzte das Mädchen, nachdem es den Tisch für das Abendessen gedeckt hatte, die Butterschüssel mit einem silbernen Buttermesser auf den Anrichtetisch und ging aus dem Zimmer. Als sie nach einigen Minuten wieder in das Zimmer trat, fand sie, daß das Messer verschwunden war, und äußerte gleich den Verdacht, daß Ratten dasselbe entführt haben mußten, weil sie wußte, daß wiederholt schon Silbersachen von diesen Nagetieren gestohlen worden waren. Man suchte lange Zeit nach und fand schließlich das Messer hinter der Anrichte, und an einer anderen Stelle unter dem Schrank, der sich schlecht fortbewegen ließ, fand man ein anderes silbernes Buttermesser, welches ebenfalls verloren worden war, dieses etwa drei Monate vor dem ersten. In einem Rattenloch, welches nicht weit entfernt war, fand man eine silberne Gabel und ein gewöhnliches Tischmesser. Endlich entschloß man sich, da schon wiederholt Silbersachen verschwunden waren, auch den Fußboden des Hauses aufzureißen, und da fand man denn zur großen Ueberraschung mehrere silberne Teelöffel, die man ebenfalls schon lange vermißte. Es ist absolut unerklärlich, welches Interesse gerade diese Tiere an Silbersachen haben.

Auf der Strecke zwischen Gette und Carcassonne

bemerkte der mit der Kontrolle eines Güterzuges beauftragte Beamte, daß die Vorderachse eines Wagens zerbrochen war, ohne daß der Zug selbst irgendwie angehalten worden wäre. Der Wagen hatte zwei Käfige mit zwei Bären und zwei Löwinnen enthalten, die verschwunden waren. Sie gehörten zu einer Menagerie, deren ganzes Material mit diesem Zuge nach Carcassonne befördert wurde. Bald darauf trat die Meldung ein, daß die vier Bestien in der Nähe des Schienenstranges, nicht weit von der Station Capendu, umherirrten, nachdem sie sich aus den beim Fallen zerbrochenen Käfigen frei gemacht hatten. In drei benachbarten Dörfern trat man Vorsichtsmaßregeln gegen einen Ueberfall und die Gendarmerie wurde angespannt, um Jagd auf die wilden Tiere zu machen. Die zwei Bären und eine Löwin wurden noch während der Nacht erlegt, die zweite erlegte man erst am folgenden Morgen.

Neue Ausgrabungen im Sudan.

Der zu archäologischen Zwecken von der französischen Regierung nach dem Sudan entsandte Leutnant Desplagnes, der vor kurzem durch Aufdeckung der Trümmer der alten Soughaihauptstadt Sutkiah von sich reden machte, hat eben bei El-Waledschi an den Ufern des Niger neue Ausgrabungen begonnen, die sehr ergebnisreich zu werden versprechen. Unter einem großen Trümmerfeld wurde ein massives Gewölbe von 7 Meter Breite und 3 Meter Höhe bloßgelegt, dessen Gehalt ausschließlich aus Palmenholz besteht. In einer Art Kamin, der in dieses Gewölbe eingelassen war, fand man die Skelette von Ochsen und Schafen, und Töpfe, wie sie zur Aufbewahrung von Speisen dienten, die den Toten ins Grab mitgegeben wurden. Die Ausgrabungen werden fortgesetzt, da man auf dem besten Wege zu sein glaubt, die lange gesuchte Grabstätte der Soughaikönige zu entdecken.

Der Geist von St. Margaret.

An der Margaret-Bai herrscht wie seit einigen Tagen die Zeitungen berichten, unter Frauen und Kindern eine Panik. Es ist ein „Geist" der diesen Zustand hervorgerufen hat. Geschildert wird er als eine große Gestalt, die von Kopf zu Fuß weiß ist. Der Geist scheint eine besondere Vorliebe für das weibliche Geschlecht und für Kinder zu haben, während er männlichen Augen bisher unsichtbar blieb. Eine der Damen erzählt, als sie ein Mädchen furchtbar schreien hörte, sei sie zur Hülfe herbeigeeilt und habe eine große weiße Gestalt gesehen, die sich mit einem merkwürdig summenden Geräusch bewegte und über einen hohen Zaun hinübersprang, „als wenn sie Federn unter den Füßen hätte". Es hat sich nun vor kurzem ereignet, daß in St. Margaret ein Bräutigam auf dem Wege zur Kirche, wo die Hochzeit vor sich gehen sollte, von unbekannten Personen in einen Wagen gelockt wurde, der in schneller Fahrt davonfuhr. Von diesem Bräutigam hat man seitdem trotz aller Nachforschungen nichts mehr gehört und gesehen, und die abergläubische Seemanns- und Fischerbevölkerung St. Margarets ist sich vollständig darüber klar, daß der Verschwundene umgebracht wurde und „Er als Geist, die Gegend unsicher macht. Es gibt in St. Margaret auch Menschen, die nicht an Geister glauben und diese haben jetzt einen vollständigen Wachtdienst eingerichtet. In jeder Nacht, sofort nach Einbruch der Dunkelheit beginnend ziehen Patrouillen umher, die als „Beschwörungsmittel" dicke Knüppel bei sich tragen. Bisher sind ihre Beschwörungsversuche jedoch dadurch unmöglich gemacht worden, daß der Geist sich vor ihnen nicht sehen ließ und statt dessen fortfährt, an solchen Stellen, wo keine Patrouillen sind, Frauen und Kinder zu erschrecken.

Ueber ein Gaunerstück

wird der Post aus Paris gemeldet: Kürzlich erhielten mehrere Apotheken den Besuch eines sehr anständig gekleideten Mannes, der die Mameren eines Geschäftsreisenden hatte und ihnen folgendes erzählte: „Sie kaufen den Spiritus, den Sie zur Anfertigung Ihrer Produkte branchen, außerordentlich teuer. Ich rechne auf Ihre Diskretion und will Ihnen gestehen, daß ich Schmuggler bin. Ich importiere ins Innere von Paris zollfrei Spiritus und kann Ihnen denselben deshalb zu einem außerordentlich billigen Preise ablassen. Es steht Ihnen frei, von dieser günstigen Gelegenheit Gebrauch zu machen." Einige Apotheker ließen sich bereden und bestellten, da auch die angebotenen Muster an Güte nichts zu wünschen übrig ließen, ein Faß von dem billigen Spiritus. Das Faß kam. Der Verkäufer empfahl dete es, entnahm daraus eine kleine Quantität und übergab sie dem Apotheker zur Untersuchung. Diese fiel befriedigend aus, der Spiritus erwies sich als tadellos. Daher machte der Apotheker auch keine Schwierigkeiten, die mitgebrachte Rechnung sofort zu bezahlen. Später mußte er aber einsehen, daß er der Betrogene war. Sehr bald wollte nämlich dem Faß kein Spiritus mehr entströmen, und als Gewalt angewendet wurde, gab es plötzlich etwas, unverfälschtes Seinewasser von sich. Der Apotheker ging dieser schwerlichen Entdeckung auf den Grund und fand, daß das Faß inwendig direkt unter dem Spundloch ein kleines blechernes Kästchen enthielt, in welchem sich einige Kristiter Spiritus befunden hatten. Der ganze übrige Raum war mit Seinewasser gefüllt. Diese Entdeckung war um so betrübender, als gegen den Gauner nichts zu machen war, denn eine Anzeige bei der Polizei würde die Zollbeamten herbeigerufen und den ahnungslosen Apotheker noch in Strafe gebracht haben. Die Opfer dieses Schwindels lachten sich jetzt natürlich über diesen ihren Hereinfall zu sprechen.**

Durch einen geschwätzigen Lehrling kam aber die Sache an die Oeffentlichkeit.

Was tut Deutschland für seine Seeleute?

Das Adressenverzeichnis im Seemannskalender für 1905, der soeben von der Deutschen Seemannsmission herausgegeben worden ist, gibt einen Ueberblick über das weit ausgedehnte Arbeitsgebiet dieses Zweiges der Innern Mission. An 101 wichtigen Hafenplätzen (darunter 17 in Deutschland, 69 in Dänemark, Skandinavien, Rußland, Großbritannien, 15 am Mittelmeere oder in Amerika, Afrika, Asien) hat die Heimatkirche für ihre seefahrenden Glieder in besonderer Weise Fürsorge getroffen. In 25 Häfen finden unsere Seeleute in einem deutschen Seemannsheim ein sauberes und billiges Unterkommen; 39 Lesezimmer stehen ihnen für die Freizeit zur Verfügung; 20 englische oder nordische Heime werden regelmäßig mit deutschen Schriften versorgt, 14 Seemannspastoren im Hauptamt, 29 im Nebenamt, 34 Seemannsmissionare und -Hausväter bemühen sich, den Seeleuten in der Heimat, vor allem aber im Auslande mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und sie nach Kräften gegen Ausbeutung zu schützen. In den deutschen Lesezimmern verkehrten im vergangenen Jahre über 80 000, die Seemannsheime hatten 8500 Gäste. Durch Vermittelung der Seemannsmission wurden im letzten Jahre etwa 350 000 Mark Heuerverdienst in die Heimat der betreffenden Seeleute gesandt oder ihnen aufbewahrt. Die Menge des Leesstoffs, der in Buchertaschen oder einzelnen Schriften auf die Seereisen mitgegeben oder an Bord verteilt wurde, ist nicht zu berechnen. Um die Kosten der Arbeit zu decken, haben die beiden Ausschüsse für Seemannsmission in Hannover und Berlin mindestens 120 000 Mark an freiwilligen Beiträgen aufzubringen. Diese Summe ist gewiß groß; aber der Nutzen, den sie stiftet, ist weit höher anzuschlagen.

Stickrohrreime aus Gelsenkirchen

Schmitt sprach: Ich lasse mich von Koch nicht lehren,
Kann mich im Rohr um jedes Loch nicht kehren.
Allein auf als Fachmann, nah und ferne gilt er,
Weil ich das Wasser nicht zu gerne filter.
Dort schwimmt ein Fadenwürmchen, Hegeler;
Das Salamanderchen, das lege der ...
Und sollten dann noch ein paar Bäche sein
Im Flüßchen — gern nenn ich auch solche mein.
Und läßt sich sonst auch nicht mit Ahnen messen,
Im Wasser will man gern mit Typhen fressen;
Doch maßt du schon, soll's wirklich Pudeln rühren,
Die Tierchen her in ganzen Nudeln führen.
So! — Wie? — Ich sollte einiger Prasser wegen
Neu den Begriff von reinem Wasser prägen?
Ich sollt im Wasser den Bazillen wehren?
Da könnte ich vom guten Willen zehren.
Dann würde nackt die Dividende schwinden,
Man würde schimm mir, wenn sie schwände,
denken.

Gottlieb im Tog.

Humoristisches.

In einem Polizeirichter in Nerzgorf kommt eine Frau. „Euer Ehren, kann ich vielleicht einen Haftbefehl für meinen Mann bekommen? Er hat mich heuern geohrfeigt!"

Richter: „Gewiß, Madame, da werde ich Ihnen sofort einen Haftbefehl wegen tätlichen Angriffs und Körperverletzung ausstellen lassen."

Sie: „Kann ich mir vielleicht den Haftbefehl in einem Monat abholen, Euer Ehren?"

Richter: „In einem Monat erst? Ja warum nehmen Sie ihn denn nicht gleich?"

Sie: „Ich will Ihnen nur sagen, Euer Ehren, — wie mein Mann mir sie Ohrfeige gegeben hat, habe ich meine Nadelwaise genommen und ihm damit auf den Kopf gegeben, daß er nach dem Hospital geschafft werden mußte. Die Doktoren sagen aber, daß er erst in einem Monat wieder auf den Beinen sein wird".

Entschuldigungszettel. Bitte, meinen Sohn, den Fortbildungsschüler Hans Stoffel, für einige Tage vom Schulbesuch zu dispensieren, da er sich heute zum ersten Mal rasiert hat. Felix Stoffel.

Verantwortlicher Redakteur Ed. Berthold Zonk in Bochum. Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.



Nr. 26. | Gratisbeilage zur Westfälischen Volkszeitung. | 23. November 1904.

Der Teufelshopf.

Roman von Fitzgerald Molloy, deutsch von E. Boeling.

Nachdruck verboten.

12. Kapitel.
Christina Belloni.

An dem Tage, den Lady Trentham für ihr Diner festgesetzt hatte, kam Rigel auf ihren Wunsch schon Uhr in ihr Empfang der Gäste zu helfen. ... Ihr Erstaunen war ... sie, die ersten, ... Rigel wurde ... Christina in ihrem ... Akzent. „Wenn ich auftrete, ... mir einige Menschen aus dem Publikum aus, für die ich spiele. Ich weiß auf den ersten Blick, sie fühlen mit mir und helfen mir auf diese Weise unbewußt. Ich bin ... auch so abhängig von meinen Zuhörern, wenn sie kalt und ... sind, kann ich mein Bestes nicht geben."

„Das kann ich ganz gut verstehen," meinte Lady Trentham.

„Selbst im gewöhnlichen, gesellschaftlichen Verkehr," fuhr die Italienerin fort, „merkt man, daß gewisse Menschen angreifen, während andere erfrischen, ganz unabhängig von der Art ihrer Unterhaltung. Ohne es jetzt zu wissen, geben oder nehmen sie einen Lebenskraft. Sie wurden zu den ersteren gehören," sagte sie, sich zu Rigel wendend. „Ihr Einfluß ist starkend, aber er würde es noch mehr sein, wenn Ihr Geist ruhig wäre."

In diesem Augenblick wurde Lady George Sedgemoor gemeldet, und die Wirtin ging einer großen auffallenden Dame entgegen, die lebhafte Farben hatte und in flammendes Rot gekleidet war.

„Liebste Lady Trentham, ich bitte, ich bin nicht die letzte," sagte sie atemlos.

„Nein; Ihr Tischherr ist auch noch da. Ah, da kommt er! Wie geht's, Doktor Bickerseth?"

Der neue Ankömmling, eine große, massive Figur mit scheckigem Bart und schlecht sitzendem Rock, schüttelte seiner Wirtin und Lady George herzlich gutmütig die Hand.

„Sie kennen sich?" fragte die Gräfin.

„Lady George Sedgemoor kennt jedermann," antwortete er.

„Nun hören Sie, Herr Doktor, Sie ahnen gar nicht, wie ich Sie vermißt habe. Wo sind Sie nur gewesen?"

„In Westafrika. Es war eine herrliche Zeit. Ich will Ihnen gelegentlich davon erzählen."

Ein Diener meldete, daß angerichtet sei, und ein paar Minuten später waren alle um den mit Rosen geschmückten Eßtisch versammelt, auf dem sich der Lichterschein in dem getriebenen Silber und Gold und den funkelnden Weinen widerspiegelte.

Als die Suppe herumgereicht war, wurde die Unterhaltung allgemein.

„Dann kennen Sie also mein Vaterland?" fragte der Graf Frau Cyllerbert.

„Ich habe einen Winter in Rom verlebt; es war entzückend."

„Meine Heimat ist Perugia; unser Familiensitz liegt auf einem Berge und überschaut die ganze Stadt."

„Das Schloß ist vermutlich alt?"

„Es ist von einem Vorfahren erbaut, der ein Freund Nero's war."

„Wirklich? Ich schwärme für alles Altertümliche, obgleich ich aus dem neuen Lande komme. Stamme ich doch selbst von einer alten Familie ab," sagte Frau Cyllerbert und erklärte ihre Ansprüche auf einen langen Stammbaum.

Während dessen unterhielten sich Rigel und Christina am anderen Ende des Tisches.

„Sie haben einen merkwürdigen Namen," sagte Christina, „ich mag ihn gern."

„Rigel ist der Name eines Sternes," antwortete er. „Mein Vater betrachtete eine besondere Konstellation, die von Zigeunern abhängig war. Daher verband sie auch, in den Sternen zu lesen, die, wie sie glaubte, das Schicksal der Menschen regierten."

„Wie interessant," rief die Italienerin.

„Als ich geboren wurde, ging der Rigel blaß und traurig am Himmel herauf, da gab sie mir seinen Namen."

„Und glauben Sie wirklich, daß dieser Stern Ihr Leben beeinflußt hat?"

„Wie können wir wissen, was für Einflüsse tätig sind, unser Schicksal zu gestalten?" antwortete er.

Als nach Tische die Herren den Damen in den Salon folgten, sah Rigel Christina mit der Amerikanerin sprechen und gesellte sich zu ihnen.

„Sie machen mich jetzt gewiß spielen hören?" sagte die Italienerin zu ihm.

„Ja, sehr gern," antwortete er.

„Gut denn," sagte die junge Dame und erhob sich. „Aber müssen Sie, bitte, Lady Trentham erst fragen, ... können? Sie haben vielleicht gehört, daß ich nur im Halbdunkel spielen kann," fügte sie mit einer Einwendung ... Zweck ... daß sie selbst ihre Zuhörer ... wollte.

Christina setzte sich an das Klavier am äußersten Ende des Zimmers. Die ersten Akkorde waren einfache Donnerbindungen; der Anschlag war ohne Kraft und glich dem eines englischen Kindes, das vor Erwachsenen spielen soll. Dann aber folgte ein schneller Uebergang. Unsicherheit und Unentschlossenheit schwanden und das Motiv, eine zarte Melodie,